

Augenzeugenbericht aus den Erlebnissen 1945/46

Es wird nicht leicht sein, die bewegte und bewegliche Kirchengeschichte Schlesiens in den zwei Schreckensjahren 1945/46 erschöpfend und umfassend darzustellen. Zu groß ist die Fülle des Materials: Jede Gemeinde hat ihre besondere Geschichte gehabt! Und doch zeichnen sich überall gemeinsame Erfahrungen wie durchgehende rote Fäden ab. Die nachfolgenden Augenzeugenberichte machen beides deutlich: die Verschiedenheit wie die Gemeinsamkeit. Sie haben nicht die Absicht, sensationelle Schreckensbilder herauszustellen, sondern wollen das, was unsere Gemeindeglieder und Pfarrhäuser in jenen Zeiten an Bösem wie Gutem erlebt haben, schlicht und wahrheitsgetreu festhalten: *Die Schriftleitung.*

I. Das Vermächtnis der sterbenden Heimatkirche

In den ersten Märztagen des Jahres 1945 wurde ich mit meiner Frau und meiner letzten Tochter als einer der Letzten durch unsere militärische Macht *zwangsweise* aus unserer Heimat hinweggebracht. Unsere Stadt und ihre Umgebung sollte *unmittelbares Kriegsgebiet* werden, und alle Vorkehrungen waren schon getroffen, um, wie man uns sagte, von unseren Eulenbergern her einen entscheidenden militärischen Schlag zur Entsetzung Breslaus und zur Wiedererlangung der Orte um den Zobten zu führen. So sollten alle die, die noch in der Stadt verblieben waren, dieselbe räumen — für nur ganz kurze Zeit, wie man uns sagte — unter Zurücklassung alles Wertvollen und alles unnötigen Gepäcks, das wir nach wenigen Tagen von deutschen Truppen treu behütet, wohlbehalten wiederbekommen würden. Die allermeisten Glieder unserer Heimatstadt waren schon in den Tagen und Wochen vorher aus unserer engsten Heimat in die benachbarten Berge des Eulengebirges, des Glatzergebirges, des Waldenburger Berglandes und des benachbarten Sudetenlandes geflohen, und sie warteten dort der Dinge, die da kommen sollten, um dann sobald als möglich wieder in ihre Heimatstadt zurückkehren zu können.

Waren die vorangegangenen Gottesdienste daheim noch immer stark besucht gewesen, wie wir es seit langem gewöhnt waren, so waren im letzten statt der Hunderte Kirchenbesucher vorher nur noch etwa 50 versammelt, ja unser letzter Gottesdienst war mehrmals durch die über die Kirche hinwegbrausenden Flieger unterbrochen worden, die mit ihren Bordwaffen auch auf das Gotteshaus herniederschossen. Waren im vorletzten Passionsgottesdienst noch etwa 100 Gemeindeglieder zugegen gewesen, so war beim letzten nur noch ein einziges Gemeindeglied erschienen. Das war uns das Zeichen gewesen, daß wir nun wirklich ein Recht hätten, auf den ergangenen militärischen Befehl aus unserer Gemeinde hinwegzugehen. An einem der letzten Tage, die ich daheim verbrachte, hatte ich allein 45 Tote zur letzten Ruhe zu bringen, die durch die Fliegerangriffe ihr Leben verloren hatten. Nur zu einem kleinen Teil waren es Glieder der eigenen Gemeinde gewesen, die Mehrzahl gehörte zu den Fremden, die in unabsehbaren Flüchtlingsstrecks seit Tagen durch unsere Stadt hindurchzogen, und auf die die feindlichen Flieger immer wieder ihren „Segen“ herniederließen.

Uns, die wir solange als möglich hatten daheimbleiben wollen, um noch den Letzten seelsorgerlich zu dienen, wollte nun keiner der angegangenen Orte mehr aufnehmen. „Alles überfüllt, für Flüchtlinge kein Raum mehr“, so klang es uns überall entgegen, im Egerländchen und im Braunauer Lande und durch Bayern hindurch, bis wir endlich nach fast 8 Tage langer Fahrt in Schnee und Eis bei zerbrochenen Fensterscheiben und immer neuen Fliegerangriffen um den Flüchtlingszug her hoch oben im Bayerischen Wald in Wildenranna bei Wegscheid eingeladen wurden, dort, wo sich die Wege scheiden nach Österreich, nach Sudetenland und nach Bayern hin.

In ein tiefverschneites Gebirgsdorf hinter dem Walde kamen wir, wo man noch niemals je fremde Menschen gesehen hatte, und wohin auch die „Kraft-durch-Freude“-Fahrten, die allmählich den Bayerischen Wald gefunden hatten, noch nicht vorgedrungen waren. Kaum ein Evangelischer in der ganzen weiten Umgebung, haben wir uns hier einzurichten versucht und manche Freundlichkeit erfahren dürfen.

Aber ich hatte es meiner Gemeinde versprochen, falls es irgend möglich wäre, noch einmal zu ihr zu kommen, um denen, die etwa aus der näheren Umgebung würden zurückkommen können, aufs neue ihr Pfarrer zu sein.

Nun waren wir viele hundert Kilometer fern der Heimat und konnten all dem Erlebten nachsinnen und vermochten doch trotz aller Anstrengungen keinerlei Verbindung mit auch nur einem Gemeindeglied zuwege zu bekommen, das wir etwa noch in der alten Heimat oder in der unmittelbaren Nachbarschaft wähten.

Rückkehr zur Heimatgemeinde

Da kam der Zusammenbruch unserer gesamten militärischen Macht mit all dem Furchtbaren, was damit verbunden war, und es verlangte mich erst recht danach, sobald als möglich wieder zu meiner Gemeinde zu kommen, mochten die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, freilich menschlich gesprochen auch unüberwindbar erscheinen. Alle Eisenbahnlinien waren zerstört, alle Brücken vernichtet; die Tschechei mit dem namenlosen Haß ihrer Bewohner gegen alles Deutsche lag zwischen unserem gegenwärtigen Aufenthaltsort und der alten Heimat. Auf jede Weise versuchte ich mir von allen nur möglichen Stellen her eine Einreisegenehmigung in die zwangsweise aufgegebene alte Heimat zu verschaffen, aber alle in dieser Richtung unternommenen Schritte waren ergebnislos. Selbst ein persönliches Vorsprechen in dieser Angelegenheit bei dem Höchstkommandierenden der amerikanischen Besatzungsarmee, General Eisenhower in Frankfurt am Main, führte nicht zum ersehnten Ziele. Es wurde mir gesagt, es sei mit den einzelnen Besatzungsmächten das Abkommen getroffen worden, keinem, der erst die Heimat verlassen habe, wieder eine Genehmigung zur Heimkehr in dieselbe zu geben, wenn sie auch aus noch so edlen Beweggründen nachgesucht werde. Wenn ich es auf meine eigene Gefahr hin wagen wollte, so sagte man mir, würde man mein Unternehmen anerkennen und zu ehren wissen, aber sie dürften in keiner Weise selbst Handreichung dazu tun. *Ein Heimkommen auf gesetzliche Weise war unmöglich.*

So versuchte ich im Vertrauen auf die Gnade und Durchhilfe meines Gottes ohne irgendwelche menschliche Sicherungen die weite Reise; und ich darf es mit großem Dank gegen unseren himmlischen Herrn bekennen: der Herr hat zu meiner Reise Gnade gegeben.

Meine Frau und meine letzte Tochter konnte ich freilich unter keinen Umständen auf die Fahrt mitnehmen. Einesteils ahnte ich die übergroßen Anstrengungen, die mit solcher wochenlangen Wanderfahrt ohne Bahn und ohne Brücken verbunden sein würden, auf der anderen Seite wußte ich wohl, was deutschen Frauen und Mädchen vor allen Dingen von den fremdländischen Soldaten her bevorstehen würde, mit denen wir es ja würden zu tun bekommen.

Nach *wochenlanger Irrfahrt* teils ganz allein, teils mit Amtsbrüdern zusammen, die sich eine Zeitlang hinzufanden, konnte ich unter oft überaus wunderbarer Überwindung zahlreicher Gefahren und Nöte drei verschiedene Zonengrenzen überschreiten und auch die so gefürchtete Neißelinie durch wunderbare Gottesführung glücklich hinter mich bringen. Wohl mehrfach ausgeplündert und alles dessen beraubt, was ich mir gerade für den letzten Grenzübergang hatte vorbehalten wollen, und mehrfach von den Grenzposten beschossen, unter deren Kugeln kurz darauf der benachbarte Superintendent des Glatzer-

kreises, Bruder Lohheyde, ehemals Breslau-Johannis, verblutet ist, gelang es mir, in meine Heimatstadt zurückzukommen, in der ich bis dahin 18 Jahre als Pfarrer und 8 Jahre davon als Superintendent gestanden hatte.

Daheim in der Gemeinde

Man mag sich meine Überraschung wohl vorstellen können, als ich nun daheim tatsächlich eine Gemeinde wieder antraf, so zahlreich, wie sie ehemals gewesen war, etwa 15 000 Seelen. Waren auch nicht alles meine mir bekannten früheren Gemeindeglieder, so waren doch statt der nicht mehr inzwischen zurückgekehrten, eine noch größere Zahl von Flüchtlingen besonders aus Breslau, aber auch aus anderen Städten nach Reichenbach gekommen, das vor vielen anderen Orten verhältnismäßig wenig durch kriegerische Einwirkungen gelitten hatte. Man mag aber auch die Freude sehr vieler Gemeindeglieder ermessen darüber, daß einer ihrer eigenen langjährigen Pfarrer nun wieder unter ihnen weilte. Ein lieber, mir bis dahin unbekannter Flüchtlingspfarrer, Bruder Jurisch, aus der Nähe von Breslau, war nach Vernichtung seines Ortes auf der Durchreise durch unsere Stadt gekommen und hatte hier, wo z. Zt. kein Seelsorger war, den Dienst von sich aus mit seinen Töchtern als Gemeindegliederinnen übernommen, und die Gemeinde und ich selbst können ihm dafür nicht dankbar genug sein. Aber es war auch noch für mich, den alten Pfarrer neben ihm, mannigfache Wirkungsmöglichkeit in der Gemeinde, die vordem 3 Pfarrer und zum meist mehrere Vikare gehabt hatte, jetzt eben so groß war wie damals, und sich zudem in mannigfacher besonderer Not befand.

Aber nun begann alsbald meinerseits neu ein frohes Wirken und Schaffen zusammen mit ihm und immer mehr Gliedern der Gemeinde, die sich mit hingebender Treue in den Dienst am Ganzen einsetzten. *Ja, von Tag zu Tag schier blühte das Gemeindeleben schöner und herrlicher auf.* Auf meiner Fahrt nach Hause hatte ich von den Aufrufen des Bayerischen Landesbischofs hier und da in den Kirchen gehört, der die ersten Anfänge des später so großen und reichgesegneten Hilfswerkes zur Folge hatte. Solch Hilfswerk schwebte mir nun für unsere immer mehr in Not geratende Gemeinde vor, je größer die Zahl der einströmenden Polen wurde und je geringer die Möglichkeit der allermeisten Gemeindeglieder, noch irgendwelche entlohnte Arbeit zu finden. Ja, täglich wurden viele, viele Familien aus ihrem Anwesen und all ihrem Hab und Gut von den sich bei uns ansiedelnden Siegern hinausgedrängt und mußten sich unter Verlust all des Ihnen ein neues Unterkommen suchen. Da war das persönliche Helfenwollen jedes einzelnen Gemeindegliedes, das noch etwas besaß, selbstverständliche Pflicht, und die allermeisten unter ihnen haben sie als solche erkannt und in rechtem christlichen Liebesdienst zur Tat gemacht.

In der Apostelgeschichte lesen wir von der ersten Christengemeinde: „Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; und sagte keiner von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam, und sie waren täglich und stets beieinander im Tempel und brachen das Brot hin und her in den Häusern, und der Herr tat täglich hinzu, die da gläubig wurden in der Gemeinde . . . Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet.“ Wortwörtlich konnten wir immer mehr von dem, was dort von der ersten Gemeinde in Jerusalem berichtet wurde, unter Einwirkung des göttlichen Geistes von Pfingsten nun auch in der eigenen Gemeinde schauen, je mehr die Not zunahm, und je mehr Glieder der Gemeinde durch die wöchentlich durchgeführten Evakuierungen herausgebracht wurden.

Der *Gottesdienst*, dreimal in jeder Woche, am Sonntag und Mittwoch und Freitag durchgeführt, wurde *die eigentliche Mitte unseres Gemeindelebens*. Im Gottesdienst fanden sich die einzelnen Glieder der Gemeinde zusammen, die sonst kaum noch Gelegenheit hatten, sich zu treffen und sich sonst zu helfen. Die „Apostellehre“, d. h. die Predigt des Glaubens an den auferstandenen Herrn, der bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende, wurde nun von vielen gesucht, die ehemals kaum darnach gefragt hatten. Wenn auch Hunderte von unserer Gemeinde schon hinweggebracht waren, so nahm doch der Gottesdienstbesuch kaum sichtbar ab, ja unser Gotteshaus schien uns wohl sogar immer voller zu werden, je kleiner die Zahl der zurückbleibenden Gemeindeglieder über den einzelnen Hinwegbringungen wurde. Aber neben dieser Predigt des Glaubens gewann die Antwort der Gemeinde in dem *Dienst opfernder Liebe immer mehr den anderen Mittelpunkt*, den 2. Brennpunkt, in unserem Gemeindeleben. Die helfende Tat mußte von selbst als Antwort der Gemeinde auf die Predigt des Glaubens ihre immer wichtigere Stelle finden. Das Opfer, das bei uns ehemals wie wohl heute noch an vielen Orten hier oder irgendwo am Ausgang des Gottesdienstes wie ein oft unverstandenes oder unerwünschtes Anhängsel seinen Platz gehabt hatte, wurde nun tatsächlich etwas wie die Mitte unseres Gottesdienstes.

An all den Türen unseres großen 2000 Sitzplätze umfassenden Gotteshauses standen bei jedem Gottesdienst große Behältnisse, Wäschekörbe, Kohlenkörbe und ähnliches, in die hinein jedes Gemeindeglied zu jedem Gottesdienste als sein Opfer brachte, was es dem Bruder in seiner Not als Hilfe zugedachte. Und es fehlte nichts von Betten und Bekleidungsstücken mannigfacher Art über Lebensmittel und Heiz-

material bis hin zum letzten Gebrauchsgegenstand, was da nicht geopfert wurde, oder auf besondere Bitte von der Kanzel her nicht bis zum nächstenmal für irgendeinen Bedürftigen dargereicht worden wäre. Die kleinsten Kinder des Kindergottesdienstes selbst brachten ihre Gabe in je einem Stück Holz oder Kohle, oder was es sonst gewesen sein mochte. Und dann nach der Predigt vor der Schlußliturgie trug die Jugend der Gemeinde in feierlichem Zug jedesmal all das Gespendete vor den Altar und dort wurde dann über allem, was so oft als ein Opfer von der Notdurft gebracht worden war, gebetet und der göttliche Segen erteilt. Dann gingen nach Beendigung des Gottesdienstes wieder Jugendliche oder besonders Beauftragte der Gemeinde zu neuem Gottesdienst eigener Art mit dem so Geopferten in die Wohnungen und Winkel der ärmsten und immer neu ihres Besitzes verlustig gegangenen Gemeindeglieder und brachten das Gespendete als Gruß der Gemeinde. „Sie blieben beständig in der Gemeinschaft.“ Ein vorher nie in dieser Art bei uns geschautes *Eintreten des einen für den anderen* in treuestem Zusammenstehen wurde nun immer mehr schier für jeden selbstverständliche Pflicht. Nicht nur in diesem Füreinandergeben und freudigem Opfern zeigte sich solche christliche Gemeinschaft; jeder wollte auch sonst das Seine mit beitragen zur Hilfe am anderen und zur Bewährung seines Glaubens in der tätigen Liebe.

Unser *Kirchenchor*, der schon immer in normalen Zeiten seinen besonderen Ruf gehabt hatte mit wohl 120 Sängern und Sängerinnen, mit Madrigalchor und allem, was zu einem rechten Kirchenchor gehörte, hat auch über allen durchgeführten Evakuierungen niemals aufgehört; und es ist kein Gottesdienst vergangen, an dem nicht ein oder zwei Chorstücke zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde erklangen. Wenn unser Organist oder unsere Organistin auch wohl ein halbes Dutzend Mal immer neu mit den Evakuierten hinausziehen mußte, so fand sich jedesmal bis zum nächsten Gottesdienst ein neues Gemeindeglied, das zum Preise des Herrn und zur Freude der Gemeindeglieder den Dienst an der Orgel übernehmen wollte.

War unsere Kirche auch durch wiederholte Ausplünderungen all ihres Schmuckes beraubt, der Altarbekleidung und der Teppiche, der Beleuchtungskörper, des Altargerätes, und was sonst zum Schmuck des Gotteshauses gehören mochte, so brachten doch zu jedem neuen Gottesdienst einzelne Gemeindeglieder, zumal unsere Kinder, an Blumen und anderem Schmuck, was sie irgend vermochten, um damit ihren Teil beizutragen zur Verschönerung des Gottesdienstes und zu würdiger Ausgestaltung des sonst so traurig und öde dreinblickenden Kirchengebäudes.

Helferdienst im Alltag

Wie sich am Sonntag solche Gemeinschaft kundtat in gemeinsamem Besuch des Gottesdienstes, in reichem Opfer und in Darbietung jedes möglichen Schmuckes unserer Kirche, so zeigte der Alltag diesen Willen zur Gemeinschaft in immer schönerer Weise. Fast jedes Gemeindeglied sann darauf, was es seinerseits tun könnte, um für den anderen da zu sein. Junge Mädchen sammelten die Kinder der Gemeinde, die ja keinerlei Schulunterricht haben durften, freiwillig um sich, um ihnen in *Kinderbibelstunden* und *Religionsstunden* den Herrn Christus zu zeigen und Gottes Wort als das eigentliche Lebensbrot darzubieten. Diese ungeschulten Lehrkräfte haben unseren Kleinen oft genug mehr wahres Lebensbrot darzubieten verstanden, als es sonst in normalen Zeiten durch die gegebenen Einrichtungen der Fall gewesen sein mag. Wenn wir die Kinder zum Konfirmandenunterricht bekamen, so durften wir uns dessen freuen, was sie in dieser eigenartigen Schule an Kostbarstem empfangen hatten.

Die Männer des Männerwerkes ersannen sich ihren besonderen Dienst des Helfens. Wohl war *die Zahl der Männer in der Vollkraft ihrer Jahre* überaus gering geworden, nachdem die allermeisten noch in der Gefangenschaft waren oder ihr Leben gelassen hatten oder von den einziehenden Truppen mit hinweggeführt worden waren. Aber die verbliebenen *Alten* gingen ans Werk unter Führung eines 80jährigen, der nicht nur im Kirchenchor weiter des Sonntags singen wollte, sondern sich nun in der Woche an die Spitze derer stellte, die *Feuerholz* für die Ärmsten in schwerer Arbeit schaffen wollten. Unsere schönen Friedhofsbäume waren im letzten Augenblick vor Erscheinen der feindlichen Heere vielfach in Augenhöhe eiligst abgesägt worden, um die Panzersperren herzugeben. Nun machten sich unsere alten Männer daran, die übriggebliebenen Stämme abzusägen und die Wurzelstöcke auszuroden, um damit ihren Hilfsdienst zu leisten. Und die *Jugendlichen* unseres Jungmännerwerkes, wahrlich auch eine gar kleine Schar, nachdem die allermeisten bald nach ihrer Konfirmation eingezogen worden waren und zu einem nicht kleinen Prozentsatz als Hitlerjungen in den Kämpfen um Breslau ihr Leben geopfert hatten, stellten sich ihnen arbeitsfreudig und tapfer zur Seite, zerkleinerten weiter das von den Alten gewonnene Holz, stapelten es und brachten es dorthin, wo es am nötigsten war. Die Bibelarbeit war den Alten wie den Jungen nur noch der eine Teil ihres Werkes, der andere Teil wurde der helfende Dienst der Liebe an der Gemeinschaft.

Die *Frauen* unserer Frauenhilfe hielten es ihrerseits nicht anders. Wir hatten immer in unserer Gemeinde eine große Frauenhilfe gehabt, zu der fast alle Frauen unserer Gemeinde zählten und unter denen eine „tätige“ Schar von wohl 120 Helferinnen mindestens monatlich einmal in ihrem Pfarrbezirk zusammenkamen, um den ihnen zu-

gedachten Dienst zu besprechen und durchzuführen. Jetzt waren fast alle noch verbliebenen Frauen unserer Gemeinde „tätige Glieder“, eigentliche Helferinnen der Frauenhilfe, und kamen wöchentlich zweimal zusammen, um die im Gottesdienst dargereichten Bekleidungsstücke zurechtzumachen und in besonderen *Näh- und Flickstunden* auch das Unscheinbarste noch zu verwerten. Die Lebensmittel, die wir zumal von den Gottesdiensten auf dem Lande in reichlicher Menge für die Ärmsten in der Stadt mitbringen durften, oder die uns aus den Dorfgemeinschaften persönlich hergebracht wurden, galt es zu verwiegen und dorthin zu lenken, wo es am meisten not war.

Das, was von den Gottesdiensten in unserer Stadtpfarrkirche gesagt worden war, traf ja auch in gleicher Weise, ja oft in noch schönerer Art für die *Gottesdienste auf dem Lande* zu, die wir den dort verbliebenen Gemeindegliedern hielten, die zumeist längst durch die Evakuierung oder das Kriegsgeschehen ihres Pfarrers beraubt worden waren. War die Dorfkirche bereits von den Polen für ihren katholischen Gottesdienst in Anspruch genommen worden und unseren Glaubensbrüdern verwehrt, so hielten sie zumeist auf den *Friedhöfen* über den Gräbern ihrer Lieben ihre gottesdienstlichen Feiern und opferten dabei in ganz ähnlicher Weise als ihre Antwort der Liebe auf die Predigt des Glaubens. Wohl waren unsere Bauern von ehemals längst nicht mehr die Besitzer ihres Hofes und Gutes, sondern Knechte der neuen polnischen Besitzer auf ihrem einstigen Eigentum, aber vielfach verstatteten ihnen die neuen Besitzer vom Schüttboden oder aus der Vorratskammer von dem, was sie ja selbst geerntet und erarbeitet hatten, nun noch für kirchliche Zwecke etwas als Opfer darzubringen, und wo es ihnen etwa nicht von dem neuen Herrn verstattet wurde, glaubten sie sich wohlberechtigt, von dem, was sie sich selbst erworben, nun auch den anderen in ihrer Hungersnot dazureichen. Wohl ein Dutzend Brote und manchen Sack Mehl und Körner und vieles, woran man sonst denken mochte, kam regelmäßig im Zusammenhang mit unseren Gottesdiensten aus den Dörfern in unsere Stadt und die Frauen der Frauenhilfe verteilten „nachdem einem jeglichen not war“. Wo man hinschaute, ein Leben tätiger Liebe, frohen Glaubens und tatbereiten Dienens.

Im Brotbrechen und im Gebet

„Im Brotbrechen“ schreibt die Apostelgeschichte von der ersten Gemeinde, blieben sie beständig, und sie meint damit den Besuch des Heiligen Abendmahls als des Höhepunktes rechten gottesdienstlichen Lebens. Gerade auch davon ist in dieser immer kleiner werdenden Gemeinde als einer ganz besonderen Lebensäußerung zu berichten. Wir hatten *jede Woche zweimal Abendmahlsfeier*, am Sonntag und am Mittwoch, und es mag wohl nicht eine einzige solche Feier vor-

gesehen gewesen sein, zu der nicht Gemeindeglieder kamen, wenn die Zahl der kleinen Restgemeinde auch noch so winzig geworden war. All das, was sonst uns von früher her für solche Feier als unerlässlich vorgekommen sein mochte, das fehlte uns heute weithin dabei. Wir hatten keine kostbaren Abendmahlsgeräte mehr, die waren uns weitgehend abhanden gekommen; wir hatten keine Hostien, sondern gebrauchten unser tägliches Brot zum heiligen Sakrament; wir hatten schon längst keinen Abendmahlswein mehr, sondern reichten gewöhnlichen Tee dar oder wohl klares Wasser und gedachten dabei an Den, der auf der Hochzeit von Kana das Wasser in Wein verwandelt hatte, und spürten auch bei solcher Feier, die wir mit heiligem Verlangen und starkem Glauben empfangen, wie darin unser Herr Christus ganz persönlich neu zu den Seinen kam, um sie zu stärken und mit seinem Nahesein segnend zu füllen.

„Und im Gebet“ so stand es von der ersten Gemeinde als besonderes Merkzeichen ihres Glaubenslebens berichtet. Gerade auch von diesem Bleiben im Gebet durften wir, je schwerer die Zeiten wurden, immer mehr verspüren. Nicht nur im Gottesdienst hatte es seinen Platz, sondern, wie das Gotteswort auch daheim in den Häusern hier und da in besonderen Hausbibelstunden getrieben wurde, so fanden sich bei Alten und Jungen auch immer mehr einzelne Kreise in Familie und Nachbarschaft zu *Gebetsgemeinschaften* zusammen, und es ging dabei nicht nur um ein Betteln in besonderer Not und um ein Schreien zu Gott aus aller Bedrängnis, sondern vielfach um ein Loben und Preisen über erfahrene wunderbare Gotteshilfe. Dieses sich ständig steigernde Gebetsleben sollte noch seine besondere Krönung erfahren.

Die Bewährung

Man könnte wohl glauben, daß das alles, was hier bisher gesagt war, vielleicht möglich wäre, wenn irgendein Geistlicher oder sonst ein führendes Gemeindeglied immer dazu anhielte und das alles leitete. Aber, so möchte man es wohl meinen, wenn dann plötzlich etwa der Gemeinde der Hirte genommen würde, dann würde das alles mit einem Male zu Ende sein. Ich hatte es selbst wohl eine Zeitlang im Kleinglauben so befürchtet, aber schon das Leben in den Gemeinden rings umher, die vielfach längst ihren Pfarrer verloren hatten, und in denen nun *Diakonissen oder Lektoren den Dienst am Wort und den Dienst der Gemeindeführung* taten, hätte mich eines anderen belehrt haben können. Da kam für unsere Gemeinde die besondere Zeit der Bewährung all dessen, was sie bis dahin unter Leitung ihres Pfarrers an Leben des Glaubens und der Liebe an den Tag gebracht hatten.

Am 17. Januar 1947 wurde ganz unerwartet der Pfarrer und sein treuer Diakon, der fast zwei Jahrzehnte in gesegnetem Dienst an

seiner Seite gestanden hatte, ins Gefängnis gebracht. Was nun in der Gemeinde geschah, war die Bewährung dessen, was sie bisher unter ihrem Pfarrer getreulich geübt hatten. Nichts von dem bisher Durchgeführten an Gottesdiensten und an Liebeswerken hörte auf, im Gegenteil, alles wurde noch mehr vertieft und vermehrt. Einem Glied der Gemeinde, das vorher ähnlich manchem anderen im Kindergottesdienst oder in der Jugendarbeit oder sonst mitgetan hatte, wurde nun durch Gottes Führung die Leitung der Gemeinde übertragen. Und zu alledem, was erst an Dienst um die Notleidenden in der Gemeinde geschehen war, kam nun ein neuer, der Gemeinde immer wichtiger erscheinender Dienst an ihren Gefangenen.

Man ahnte es in der Gemeinde wohl, daß man für die Gefangenen nicht viel Gutes zu erwarten hatte. Es waren uns gelegentlich in unsere Friedhofskapelle Särge gestellt worden, die wir bestatten sollten, ohne zu wissen, um wen es sich dabei handelte. Wenn wir solchen Sarg vor der Beisetzung öffneten, hatten wir wohl darin manchenmal einen aus dem Gefängnis gefunden, der Spuren seines Leidens an seinem entseelten Leibe trug. Dazu war es ganz harter Winter mit wohl 20 Grad Kälte, als die Gefangenen abgeholt wurden. So versuchte die Gemeinde in hingebender Treue alles, um ihren Geistlichen hinter Kerkermauern ihr Los zu erleichtern. Ein polnisch-jüdischer Rechtsanwalt wurde gehalten, um von ihm nur alle denkbaren Möglichkeiten zu erfahren, wie man irgendwie helfen könne mit Kleidungsstücken, Wäsche und Lebensmitteln.

Die Zelle, in die ich zunächst eingeliefert wurde, war ein langgestreckter Raum im Keller des Untersuchungsgefängnisses ohne Heizung; die Scheiben des einzigen Fensters, das durch eine große vorgeschobene Holzwand abgedunkelt war, zumeist zerschlagen und notdürftig mit Lumpen oder Papier verstopft. Die etwa 25 Gefangenen, die ich dort vorfand, hatten ihren Platz auf der langen Pritsche in möglichst weiter Entfernung von dem Fenster bereits fest in Besitz genommen. So blieb mir nichts übrig als den letzten Platz in der Nähe des Fensters für mich einzunehmen. Mein Diakon war natürlich von mir getrennt in der entsprechenden benachbarten Zelle, so daß ich ihn so gut wie nie persönlich sehen konnte, geschweige denn ein Wort mit ihm sprechen. Einer, der mit mir in der gleichen Zelle war, und der bisher den letzten Platz auf der langen Holzpritsche innegehabt hatte, hatte sich schon seine Füße erfroren. Wie war ich da dankbar, als für mich ganz unerwartet eine erste *Sendung von Decken und Wäschestücken* mancher Art im Gefängnis eintraf, die mir über die erste Not hinweghalfen. Der Rechtsanwalt hatte es auch der Gemeinde mitgeteilt, daß es zulässig sei, täglich ein Pfund Lebensmittel den Gefangenen zu senden, um die verständlicherweise nicht gar reiche Ge-

fängniskost damit etwas zu verbessern. So begann nun über das Sammeln und Werben für die ärmsten und immer wieder des Notwendigsten beraubten Gemeindeglieder hinaus ein wunderbares Opfer für die Gefangenen, um sie womöglich dadurch über die äußerste Not hinwegzubringen und ihnen innerlich Herz und Mut zu stärken. Man mag es wohl ermessen, was es für uns in der Gefangenschaft bedeutete, wenn nun allwöchentlich einmal je 7 Pfund Lebensmittel und entsprechend Wäsche und Bekleidungsstücke von denen eingeliefert wurden, die für sich selbst kaum das Allernötigste hatten. Jedes einzelne Stück redete uns seine besondere Sprache. Und mochten es, menschlich gesprochen, zumeist noch so armselige Dinge sein, die wir erhielten: gekochte Kartoffeln, Zwiebeln, Brot, Eier u. a., sie halfen uns für unsere Notdurft und gaben uns wunderbares Zeugnis von denen, die unser in großer Treue gedachten.

Auch eine Bibel versuchte man mir unter den Gaben, die alle Wochen eintrafen, mit in meine Zelle zu geben; aber sie wurde mir ganz kurz nach dem Empfang wieder abgenommen. Sie sei nicht erlaubt im Gefängnis, in dem ich mich befand. Irgendwelche Schriftlichkeiten, auch nur einen Namen oder irgendeinen kurzen Gruß mit in die vor Aushängung genau durchgesehenen Lebensmittelgaben einzufügen, war ganz streng verboten und hätte nicht nur für die Zukunft das Übermitteln solcher Gaben überhaupt zunichte gemacht, sondern auch die Bestrafung des betreffenden Empfängers nach sich gezogen. Und doch trug manches Wäschestück scheinbar als Monogramm eingestickt die Andeutung einer Schriftstelle etwa Ps. 42, 6, die nur wir verstanden, und uns wunderbar in unserer Not zu trösten wußte. Ja einmal war es sogar in einer hier nicht näher zu beschreibenden Weise möglich geworden, dem gefangenen Pfarrer eine ausführliche Nachricht in seine Zelle hineinzuschmuggeln, in der er davon hören konnte, wie man alles zur Erleichterung seines Loses unternahm, eben den gedachten Rechtsanwalt ständig zur Beratung heranzog, durch die Kirchenleitung über die Ökumene Hilfe zu verschaffen versuchte, einen bis ins kleinste gegliederten Helferdienst eingerichtet habe und vor allem Tag und Nacht eine *Gebetswache* zu heiligem Engeldienst um die Gefangenen herstelle. Was solche Nachricht einem Gefangenen bedeutet, vermag nur der zu ermessen, der selber einmal in ähnlicher Lage gewesen ist und gleich körperliche und vor allem seelische Nöte durchzukosten gehabt hat.

In den ersten Wochen meiner Gefangenschaft war ich *nur in Zellen mit Polen* zusammen, von denen ich nicht ein einziges Wort verstand, und die begreiflicherweise mit einem Deutschen nicht gar viel mit-helfendes Tragen aufbringen wollten, wenn auch manche den Pfarrer in ihm vielleicht ein wenig respektierten.

Ein ganz neuer Abschnitt des Gefängnislebens aber hob dann an, als ich nach Wochen zum ersten Male *unter deutsche Gefangene* kam und zwar in eine ganz große Zelle, die ehemals als Handwerkerstube gedient hatte. Was ging da für ein Fragen und Sichaustauschen herüber und hinüber. Wie war mein Staunen groß, hier im Gefängnis eine ganze Anzahl früherer Gemeindeglieder zu treffen, von denen niemand gewußt hatte, daß sie hier im Gefängnis waren. Wie war auch vor allen Dingen das Verwundern der deutschen Männer übergroß, nun ihren eigenen Pfarrer in ihrer Mitte zu haben. Manchem war es wohl eine Anfechtung, ja wie sie es sagten, ein neuer Beweis, daß es keinen Gott geben könnte, wenn nun auch der Seelsorger den letzten Gemeindegliedern da draußen genommen würde, von dem sie auf der anderen Seite wohl annahmen, daß er nichts Besonderes begangen haben dürfte, um dessentwillen er nun hier ihr Los teilte. Aber in verhältnismäßig kurzer Zeit empfanden es die meisten als eine besondere freundliche Fügung ihres Gottes, daß ihnen nun in ihre oft übergroße Not hinein ein Seelsorger gesandt war, der mit ihnen fühlte und ihnen zu helfen bereit war, soweit er es irgendwie vermöchte. Und das geschah nicht nur etwa in Gaben, die ihm weiter aus der Gemeinde regelmäßig zu Teil wurden, und die er selbstverständlich mit ihnen teilte, sondern nun geschah auch das vorher als unmöglich hingestellte: unerwartet brachten ihm eine Anzahl Gefängnisbeamte, die sich wohl daraus noch einen besonderen Spaß machen wollten, halb spottend und halb ehrfurchtsvoll eine Bibel mit dem ausdrücklichen Bemerkung, daß der Pfarrer damit nun auch den anderen Mitgefangenen Gottesdienst halten solle. Ich wußte wohl, daß „religiöse Propaganda irgendwelcher Art“ im Gefängnis selbstverständlich verboten war und hütete mich, der ich ja durch den „Spion“, das nadelkopfgroße Fenster in der Tür der Zelle dauernd beobachtet war, etwas zu tun, was nicht nur mir, sondern meinen Mitgefangenen nur manche neue schwere Not hätte einbringen müssen. Aber es begann doch nun hier in der Zelle ein ganz wunderbares Forschen und Fragen über dem Gotteswort herüber und hinüber.

Bibelarbeit in der Zelle

Alles, was ich für mich selbst den Tag über im Bibelbuche neu gelesen hatte, auch in der Zeit, wo die meisten anderen Zellengenossen zur Arbeit draußen eingeteilt waren, zu der ich aber trotz meiner immer neu dahingehenden Bitte nicht gelassen wurde, mußte ich in der Abendstunde den wiederzurückkehrenden Gefangenen mitteilen, und *sie konnten gar nicht genug aus Gottes Wort hören*. Ein Fragen und Forschen, wie es wohl bestimmt diese Zelle noch nie erlebt, ging durch all die dort mit mir untergebrachten Mitgefangenen. Auch die, die vorher sich nie um Gottes Wort gekümmert haben mögen und

anfänglich überaus skeptisch waren, kamen mit immer neuen ernstesten Fragen an das Gotteswort und an mich heran, der ich es ihnen deuten sollte. Eine Männerwerksarbeit, wie sie in normalen Zeiten draußen nur durchgeführt werden konnte, setzte jetzt hier bei den Gefangenen ein. Und wenn immer wieder einmal einer aus unserer Zelle wo anders hingebracht wurde und dafür ein neuer zu uns kam, so wurde die Zahl derer, die hier nach Jahr und Tag zum ersten Male wieder unter Gottes Wort gestellt wurden, immer größer.

Die ganze Passionsgeschichte unseres Herrn und Heilandes sprachen wir nicht nur in der Passionszeit dieses Jahres in unserer eigenen Passion bis ins kleinste durch, sondern wir erlebten sie im Gefängnis ganz persönlich ein jeder für sich.

Sogar regelrechte Gottesdienste haben wir in unserer Zelle — natürlich mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln — mindestens allsonntäglich gehalten. Abends, wenn die letzten Patrouillen auch durch unsere Zelle hindurchgegangen waren, und alles in Ordnung gefunden hatten, wenn all unsere Oberkleider und Schuhe, wie es angeordnet war, damit ja niemand auszubrechen versuche, auf den langen Korridoren vor der Zelle aufgestapelt waren und wir nur in dürftigem Nachtzeug auf unseren Pritschen lagen, die hier in dieser Zelle sogar etwas wie einen Strohsack und eine Decke aufwiesen, stiegen alle Gefangenen auf ein gegebenes Zeichen von ihrer Lagerstatt hernieder und versammelten sich im Kreise um ihren Pfarrer in der Mitte, der dasselbe eigenartige Kirchengewand trug, das sie, die anderen, in gleicher Weise trugen. Nun begann der regelrechte Gottesdienst: die Lieder durften wir natürlich nicht singen, damit es keine der Wachen draußen auf den Korridoren hörte, aber flüsternd haben wir sie uns gegenseitig gesagt und halblaut „unsern christlichen Glauben“ bekannt. Die ganze uns liebe Liturgie beteten wir miteinander im Flüsterton, und dann begann die eigentliche Predigt, zugeschnitten auf das, was die Männer im Gefängnis bewegte, und was wir etwa gerade noch im besonderen in der letztvergangenen Zeit erlebt hatten. Die Briefe aus der Gefangenschaft des Apostels Paulus redeten zu uns hier im Gefängnis wohl eine ganz andere Sprache als sie uns etwa draußen in der Freiheit geredet hätten, und viele der Kreuz- und Trostlieder, die mancher einst als Kind gelernt und dann wieder vergessen haben mochte, kamen hier neu nicht nur ins Gedächtnis, sondern ins innerste Bewußtsein und wahres Verstehen. Nun, so sagten es mir manche, wußten sie, warum ihr Pfarrer hatte ins Gefängnis kommen müssen, und sie ehrten und priesen die Gnade Gottes auch in ihrer Not. *Das Leben des Glaubens und der Liebe war aus der Gemeinde draußen auch hinter die Gefängnismauern eingezogen.*

die Grüße der Gemeinde überbringen durfte, da war das Schwerste seiner Gefängniszeit überwunden. Mehrmals war es sogar so, daß eine zur Wache hingestellte Gefängnisbeamtin während solcher Unterredung davonging und dem Gefangenen bedeutete, er könnte sagen und fragen, was er wollte, und sie würde erst nach bestimmter Zeit wiederkommen, um das Gespräch nun zu beenden. So erfuhren wir schier alles, was uns zu hören wichtig war, hörten freilich auch weniger Erfreuliches, etwa, daß *all unsere kirchlichen Gemeinderäume inzwischen von den Polen beschlagnahmt seien*, und daß alles darin befindliche Kircheninventar endgültig verloren sei, daß auch der kirchliche Raum weiter neue Ausplünderungen erfahren hätte, hörten von diesen und jenen Nöten derer da draußen, vernahmen aber auch, daß die *winzig kleine Restgemeinde*, die etwa noch 350 Seelen umfassen mochte, die schier unmögliche Summe durch eigenes unvorstellbares Opfern fast beisammen habe, und daß die Befreiung in absehbarer Zeit erfolgen würde.

Daß man bei solcher „Sehung“ ohne Aufsicht nun auch im Auftrag all der anderen Zellengenossen nach diesem und jenem aus deren Lebensbereich, von ihren Angehörigen usw., zu erfragen suchte, war selbstverständlich. Und nach solcher „Sehung“ konnte man dann gar nicht genug berichten all den mitgefangenen Brüdern in ihrer Not, was sie anging, und was gerade auch sie aufrichten und trösten konnte. Die „Amnestie“ für viele deutsche Gefangene war damals im Zusammenhang mit der Wahl zum ersten polnischen Reichstag allen hinter den Kerkermauern ganz besonders wichtig, und da einen neuen Hoffnungsschimmer für das eigene Freiwerden zu erhalten, danach ging aller Sehnen.

In der letzten „Sehung“ vor der Karwoche wurde es uns von dem damals von der Gemeinde zum Besuch herausgestellten Gemeindeglied versichert, man habe es durch den Rechtsanwalt erfahren, daß nach Erbringung der gedachten Summe nun der Pfarrer Karfreitag und Ostern bei seiner Gemeinde draußen würde begehen dürfen. Mit zwispältigem Empfinden dachte ich mit meinen Zellengenossen daran, ob das wohl der Fall sein würde. Auf der einen Seite war vielen Gefangenen immer wieder absichtlich Hoffnung auf Freikommen gemacht worden, um sie dann nur desto furchtbarer zu enttäuschen. Ja, sie waren wohl gelegentlich herausgerufen worden aus ihrer Zelle und als Entlassene angesprochen, aber dann waren sie mit nur um so bitteren Hohnlachen der Beamten wieder in die Zelle zurückgejagt worden. War etwas ähnliches auch bei uns im Spiele? Und auf der anderen Seite, wenn der Pfarrer freikommen sollte, und die allermeisten der über 100 deutschen Männer und Frauen im Gefängnis bleiben mußten, würde es nicht für die weiter Festgehaltenen um so schwerer sein? Je näher der Karfreitag kam, um so bestimmter wurde

es uns auch unabhängig von verschiedenen Beamten versichert, unsere Entlassung für diesen Tag sei einwandfrei festgestellt. Aber Karfreitag ging vorüber und Ostern ging vorüber, und die erwartete Botschaft, die dem Gefangenen das Allergrößte bedeutete „Freiheit“ kam nicht. Und doch waren wir dankbar mit unsren Leidensgefährten in der Zelle zusammen Karfreitag und auch Ostern begehen zu dürfen, und wir haben es begangen in reichem Gottessegen und mancher der Mitgefangenen versicherte es immer neu, wie er gerade für dieses Ostern ganz besonders dankbar sei, und wie er es niemals mehr vergessen werde, was der auferstandene, lebendige Herr den Menschen in Not und Verzweiflung sein könne, wenn sie es selber erfahren durften „er lebt“ und etwas davon spüren durften: „da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen“.

Freiheit

In der Zelle mit Polen zusammen, zumal in der ersten großen Aufnahmezelle im Keller des Untersuchungsgefängnisses hatte ich oft den begeisterten Ruf eines zur Entlassung kommenden Polen gehört, der mit seinem „wolnosc“ = „Freiheit“ sich von den Mitgefangenen verabschiedete und mit seinem armseligen Bündel Sachen wieder hinausdurfte.

In der Woche nach Ostern wurde ich mit einigen Wenigen aus meiner Zelle und meinem Diakon in einer anderen Zelle herausgerufen, um nun, wie man es uns sagte, wirklich entlassen und der Freiheit zugeführt zu werden. Wir erhielten wohl einen Teil der Sachen zurück, die man uns bei der Einlieferung ins Gefängnis abgenommen hatte und schloß die schweren Gefängnistüren und -gitter vor uns auf und ließ uns hindurch. Aber die eigentliche Freiheit, die wir nun wirklich erhofft hatten, war es freilich nicht. Ins Internierungslager, das mit dem Gefängnis eng verbunden war, ging es nun. Dort mußten Halbgefangene in der freien Gottesnatur in Gärten und auf Feldern, die das Gefängnis für seine weit mehr als 100 Beamten beschlagnahmt hatte, arbeiten, um da das Nötigste für die Gefängnisbeamten über ihre sonstige Verpflegung hinaus zu gewinnen. Dorthin wurden wir gebracht. Hatten es freilich in vieler Beziehung wesentlich besser als vorher. Die Verpflegung war besser und vor allem durften wir eine Stunde in der Mittagspause und eine Stunde nach Feierabend, ehe man sein Quartier in den hier zum Lager gehörigen Räumlichkeiten bezog, Besuche empfangen. Man mag es wohl erlauben, was das für uns nach *monatelanger Gefangenschaft* bedeutete, nun in diesen beiden Stunden schier all die noch übrigen Gemeindeglieder einmal einen Augenblick persönlich grüßen zu dürfen. In langen Scharen kamen sie und brachten wohl noch irgendeine besondere kleine Gabe als Zeichen ihres Dankes und ihrer Freude mit.

Und dann durften wir sogar in der Abendstunde nach Feierabend selbst in die Gemeinde gehen, um dann zur gegebenen Zeit wieder an Ort und Stelle zu sein. Die Gottesdienste der Gemeinde fanden schon seit langem abends statt. Bei Tage durfte sich kaum ein Deutscher auf die Straße wagen, weil er dabei gewärtigen mußte, „geschnappt“ zu werden, d. h. irgendwohin zur Arbeit gehen zu müssen, um all den Unrat und Schmutz, der auf den Straßen und Plätzen herumlag, zu beseitigen oder andere Dienste für das „Siegervolk“ zu leisten, die diese nie hätten tun mögen.

So haben wir im Duster des Abends in unserer Kirche, die ohne jede Beleuchtung war, mit der Gemeinde zusammen als die Zuhörer der Predigt unserer Gemeindehelferin mit eigenartigsten Empfindungen als Halbgefangene Gottesdienst miterlebt. Es war uns ausdrücklich durch unseren Rechtsanwalt gesagt worden, wir sollten es ja nicht versuchen, selbst im Gottesdienst ein Wort zu sagen; aber wir waren schon so dankbar, dabei sein zu dürfen, die Gebete der Gemeinde für ihre Gefangenen und für die anderen mannigfachen Nöte mitanhören zu können und selbst mit ihnen im tiefsten Herzen zu bewegen. Wir waren schon so dankbar, ihnen im gottesdienstlichen Raume selbst die Hand drücken zu dürfen über allem hinter uns liegenden Erleben und allen wunderbaren Erfahrungen der Gnade Gottes.

Nach Deutschland

Man sagte es uns, wenn der nächste Evakuierungstransport nach Deutschland gehen würde, sollten wir mit dabei sein, und dieser Tag kam schneller, als wir es schließlich gedacht hatten. Aber da verstattete man es uns dabei, daß wir uns unmittelbar vorher nun noch einmal in einem besonderen Gottesdienst selbst predigend von der Restgemeinde verabschieden dürften. Es war durch wunderbare Führung und Fügung Gottes genau der 20. Jahrestag meines Einzuges in meine Gemeinde, als ich nun unter solchen ganz anderen Umständen noch als Halbgefangener zum letztenmal ihnen Gottesdienst halten sollte. Bei meinem Einzug im Jahre 1927 in damals so normalen und „glücklichen“ Zeiten hatte ich gepredigt über das an diesem Sonntag gegebene Evangelium, da die ersten heidnischen Griechen zu dem Jünger des Herrn Philippus kamen, mit ihrer Bitte „wir möchten Jesum gern sehen“. Ich hatte damals der Gemeinde gesagt, daß es mein Ziel als Prediger und Seelsorger sein sollte, ihnen in Freud und Leid ihres Lebens diesen Jesus zu zeigen, ohne den wir im Ernst nicht raten können weder im Leben noch im Sterben. Wir hatten seitdem alle mannigfaltig bis in die letzten Jahre hinein unser ganz besonderes Erleben gehabt. Nun faßte ich alles, was ich in der letzten Abschiedsstunde dieser Gemeinde in ihrer besonderen Lage zu sagen hatte, zusammen in dem Wort des Lieblingsjüngers Johannes,

der es Joh. 1, 16, bekennt: „Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade.“ Das war es, was alle hier Versammelten in gleicher Weise bewegte mitten in allem noch so Schwerem: die Gnade Gottes, die in überschwinglicher Weise ihnen immer neu zuteil geworden war. Ich, ihr Pfarrer, hatte sie persönlich erlebt, und die Gemeinde mit mir in gleicher Weise. „Die Gnade des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen über uns neu und seine Treue ist groß.“ So hatten wir es schon in der Schriftlesung der Liturgie dieses Abschiedsgottesdienstes gehört, und so klang es durch die Lob- und Danklieder dieses ganzen Gottesdienstes vom Sängerkhor und aus der Gemeinde heraus empor. Die erfahrene Gnade der Vergangenheit, die uns Vertrauen gibt für alle Zukunft, war der Gegenstand des letzten Gottesdienstes des scheidenden Pfarrers. Diese Gnade, die die sterbende Mutter-Kirche durch die Jahrhunderte ihrer Geschichte immer wieder erfahren hatte, und die sie täglich neu erfahren hat bis zum Letzten: An sie zu glauben und an ihr zu halten ist ihr Vermächtnis an all ihre Kinder in der Ferne.

Auf Gnade darf man trauen,
Man traut ihr ohne Reu;
Und wenn uns hier will grauen,
So bleibt's, der Herr ist treu.

Dieser göttlichen Gnade haben wir uns, Scheidende und Bleibende, im Schlußgebet dieses Abschiedsgottesdienstes noch einmal im besonderen anbefohlen, und dann sang es die Gemeinde mir zum letzten Abschied, wie wir es in den beiden Jahren vorher, ach so oft, den Scheidenden in ergreifenden Abschiedsgottesdiensten gesungen hatten:

Zieht in Frieden eure Pfade,
Mit euch des großen Gottes Gnade
Und seiner heilgen Engel Wacht.

Nach diesem Abschiedsgottesdienst ging es unter militärischer und polizeilicher Bewachung ins Lager, wo die Wegzubringenden zusammengeführt wurden, um ihr Gepäck prüfen zu lassen und dann in geschlossenem Zuge unter Bewachung der Miliz zur Bahn gebracht zu werden. Wie im letzten Gottesdienst alle Gemeindeglieder ihrem scheidenden Pfarrer noch einmal mit besonderen Empfindungen die Hand drückten, und er ihnen nicht genug danken konnte für ihre Treue und opferbewährte Liebe, so kamen sie wohl noch einmal an den Zaun des Lagers, um sich neu zu verabschieden oder womöglich an die Bahn, wo nach Mitternacht im Güterwagen dieser erste Transport des Jahres aus der schlesischen Gemeinde mit dem *sechstletzten der ehemaligen 1000 schlesischen Pfarrer* hinausging. Die Knaben hatten es sich nicht nehmen lassen, oben auf dem Kirchturm zu warten, bis sie etwa den

Zug der Hinausziehenden und in ihrer Mitte den scheidenden Pfarrer sähen, um dann noch einmal mit der letzten Glocke zum Abschied zu läuten, mit der letzten der drei Glocken, die vor 20 Jahren zum Einzug geläutet und seitdem zu mannigfachem Freud und Leid ihre Stimme als Aufruf zum Gebet erhoben hatten.

Wohl war es ein wehmutsvolles Scheiden und doch der Abschluß eines ganz großen Erlebens, nicht nur groß durch die unmittelbar erfahrene Gnade Gottes, sondern ganz groß auch durch die immer neu bewährte Glaubenstreue und Opferkraft einer Gemeinde, in der *Gottes Heiliger Geist in den Zeiten zunehmender Not immer wunderbarer wirksam geworden war.*

Das ist nun das letzte Vermächtnis der Heimatkirche an ihre Kinder in der Ferne, daß sie es alle mit ihrem Glauben, durch Wort und Sakrament genährt, so ernstlich meinen wollen, als es diese Letzten in der alten Heimat gelernt haben, und daß unter ihnen aller Selbstsucht und allem Vergeltenwollen zum Trotz der Geist helfender Liebe so stark werde, wie wir es dort erleben durften.

*Kirchenrat Helmuth Bunzel
(früher Reichenbach (Eule), jetzt München)*

II. Not- und Segensjahre in der Gemeinde auf dem Berge - Gottesberg

„Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer!“ — Das war das kostbarste Wort göttlicher Verheißung, das wir Leute vom Gottesberg, der einst höchst gelegenen Gemeinde Preußens in den schwersten Jahren 1945/46 in seiner tragenden und tröstenden Wahrheit erleben durften, das Wort, das ich, *der zuletzt zwangsevakuierter Pfarrer* (am 6. 10. 1948) unzählige Male vielen tausend Gemeindegliedern als seelsorgerliches Wanderwort mit in die Fremde mitgeben durfte.

Silber-, Blei- und Erzgruben, die am Anfang des 14. Jahrhunderts erfahrene Bergleute aus Sachsen und Böhmen zum Abbau herbeizogen, gingen nach nicht 100 Jahre zu Bruche. Der Kohlenbergbau des sogenannten „oberen Reviers“ um Gottesberg wurde nach dem ersten Weltkrieg stillgelegt „und die Gemeinde wurde sprichwörtlich die Stadt und Gemeinde der Invaliden und Witwen“, für die auch in der Zeit des Dritten Reiches kein Aufschwung auf irgend einem Gebiet der Wirtschaft beschert war, aber Gottes Gnade hat sich gerade dieser Gemeinde der Armen und in der Welt nichts Geltenden herrlich offenbart und sie in seinen Friedensbund eingeschlossen, die, welche etwa als *ein Achtel der einstigen Gemeinde* noch heute unter